

IDI-**INFORMATION**

Nr.109

April 2020



Imst liegt auf 828 m Seehöhe im Oberinntal, am Rande der Lechtaler Alpen. Der Hausberg ist der 2774 m hohe Muttekopf. Die südliche Gemeindegrenze bildet der Inn. Die Imster unterscheiden Oberstadt und Unterstadt. Weitere Imster Ortsteile sind Auf Arzill, Brennbiel, Gunglgrün, Am Gretttert, Sonnberg, Weinberg, Hoch-Imst und Teilwiesen. Das oppidum um Imst ist schon seit der Bronzezeit besiedelt. 763 wird Imst erstmals urkundlich als „in opido Humiste“ genannt.

Grenzgänger Dialekt

Tagung des Internationalen Dialektinstituts IDI in Imst/Österreich

Vom 9. bis 11. Oktober 2020 findet die internationale Tagung zur Mundartliteratur im Seminarraum des Pflegezentrum/Cafe Rosengartl A-6460 Imst Pfarrgasse 10 statt
Unterkunft: Hotel Eggerbräu, A-6460 Imst, Schustergasse 16 (www.eggerbraeu.at)

Vorläufige Programmvorschau:

Freitag, 9. Oktober

Anreise bis 16.00 Uhr Hotel Eggerbräu (<https://www.eggerbraeu.at/>)

- 16:30 Uhr Treffpunkt vor dem Hotel und Beginn der Stadtführung (Annemarie R., Angelika P. und Christiana P.) wir spazieren über den Stadtplatz – Lainplatz – Johanniskirche – Café Rosengartl (im Gebäude des Pflegezentrums – dort werden wir dann am Samstag auch sein) Dauer ca. 1 Stunde
- 17:30 Uhr Möglichkeit Kaffee und Kuchen im Café Rosengartl
- 18:00 Uhr Begrüßung durch IDI-Vorstand und evtl. Bürgermeister/ Kulturreferat anschließend Werkstattgespräch Teil I - im dortigen Seminarraum Arbeitstitel: „s woart kennt kua grenz“
- 19:30 Uhr Abendessen Hotel Eggerbräu anschließend gemütliches Beisammensein

Samstag, 10. Oktober

ab 07.00 Uhr Frühstück

- 09.30 Uhr Seminarraum Pflegezentrum/Café Rosengartl 1.Referentin Mag.a Dr.in Ingeborg Schmid = Volkskundlerin und IDI-Mitglied mit anschließender Möglichkeit zum Gespräch/Diskussion Thema: Häschtäckh Dialeckth. Streiflichter auf einen volks-kundlichen (Arbeits-) Alltag
- 11:00 Uhr Möglichkeit zur Besichtigung der Laurentiuskirche am Bergl (ein Kleinod und die älteste Kirche Nordtirols) – Annemarie R.

- 12.30 Uhr Mittagessen im Hotel Eggerbräu oder einem anderen Gasthaus anschließend Mittagspause
- 14:00 Uhr Seminarraum Pflegezentrum/Café Rosengartl 2. Referentin Dr.in. Maria Piok Thema: Literarisches Schreiben im Dialekt
- 15:30 Uhr Kaffeepause
- 16.00 Uhr Werkstattgespräch Teil II
- 18:00 Uhr Abendessen Hotel Eggerbräu
- 20:00 Uhr Öffentliche Lesung im Raikasaal neben dem Ballhausmuseum (http://www.imst.tirol.gv.at/Kultur/Museum_im_Ballhaus) Wortraumautorinnen und IDI Mitglieder, Musik Dieter Oberkofler

Sonntag, 11.Oktober

- 07.00 Uhr Frühstück
- 09.30 Uhr Treffpunkt vor Hotel Eggerbräu – gemeinsamer Spaziergang zum Imster Fasnachtsmuseum (<http://www.fasnacht.at/de/Museum>) über die Pfarrkirche mit der Michaelskapelle

Bitte per Post schicken oder als E-Mail-Anhang (idi.dialekt@gmail.com)



Anmeldung zur IDI-Tagung in Imst vom 9.bis 11.10.2020

IDI-Mitglied Interessent (nicht IDI-Mitglied)

Vorname, Name:

Straße, Hs.-Nr.:

PLZ, Ort:

Anreise am: voraussichtliche Uhrzeit:

Abreise am:

Teilnahme an der öffentlichen Lesung

ist erwünscht ist nicht erwünscht

Anmeldung bis spätestens 1.8.2020

10:30 Uhr Führung im Museum

12:00 Uhr Möglichkeit eines gemeinsamen Mittagessens im Hotel Linserhof (<https://www.linserhof.info/hotel-linserhof/treffpunkt-linserhof/>)

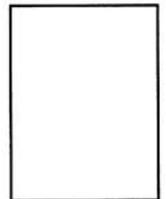
Anmeldungen bitte bis spätestens 01.08.2020. Die vorgebuchten Zimmer werden nach Eingang der Anmeldungen vergeben.



Hotel Eggerbräu



Imst mit Tschirgant 2370m



IDI – Internationales Dialektinstitut
Herrn Gerd Allmayer
Zirmkogelstraße 6
5722 Niedernsill
ÖSTERREICH

Protokoll JHV 2019 Stans

Niederschrift

über die, am Freitag, den 11. Oktober 2019 um 16.30 Uhr, im ‚Literaturhaus Zentralschweiz‘ in Stans abgehaltene Mitgliederversammlung

Vorsitzender: Präsident Markus Manfred Jung
Schriftführerin: Birgit Rietzler
Anwesend: Allmayer Gerlinde, Allmayer Gerd, Bohn Bettina, Boso Lidwina
Decker Hannelore, Decker Hannes, Dörn Alexandra, Dvorzak Jean-Francois,
Faistauer Max, Grösch Herbert, Jung Markus Manfred, Kern-Rank Erna, Kern Manfred, Marte Astrid, Mairinger Hans Dieter, Messmer Erwin, Kretz Pierre, Polak-Pollhammer Angelika, Regensburger Annemarie, Regensburger Blasius, Rietzler Birgit, Römmer Dirk, Schmid Christian, Scherrer Claudia, Spiekermann Gerd, Thurnherr Berta, Wittmann Sepp, Zerlauth Anneliese

Tagesordnung

1. Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit
2. Bericht des Präsidenten
3. Kassabericht
4. Neuwahlen
5. Allfälliges

Punkt 1 Der Präsident und Vorsitzende begrüßt die anwesenden Mitglieder.

Er eröffnet die Sitzung und stellt die Beschlussfähigkeit fest. Die Tagung steht unter dem Motto: „Mundartdichtung - Tradition und Aufbruch“. Ein Dank geht an die Sponsoren der Tagung sowie an Frau Sabine Graf und Frau Daniela Krienbühl für ihren Einsatz und ihre Gastfreundschaft im ‚Litz‘, ‚Literaturhaus Zentralschweiz‘ in Stans. Der Vorsitzende bedankt sich ebenso bei Erwin Messmer für seine Mithilfe bei der Organisation.

Punkt 2 Bericht des Präsidenten Markus Manfred Jung berichtet über die letztjährige Tagung in Langelois, gibt einen Überblick über die aktuelle Finanzsituation des Vereins und den aktuellen Stand der IDI-Website. Er dankt Gerd Allmayer für die Gesamtkonzeption des IDI-Hefes, und Sepp Wittmann für seine Mitarbeit.

Er entschuldigt das Fernbleiben von Adolf Vallaster aus gesundheitlichen Gründen und teilt dessen Wunsch nach einem Rücktritt aus dem Amt des Schriftführers im IDI-Vorstand aus. Der Präsident würdigt den jahrelangen Einsatz von Adolf Vallaster und hebt insbesondere seine fachlichen, aber auch seine menschlichen Vorzüge hervor.

Punkt 3 Kassabericht

Sepp Wittmann verliest den Kassabericht 2018. Dem Protokoll ist ein **Kassen-Zwischenbericht zum 11. Okt. 2019** angefügt.

Sepp Wittmann regt an, auf Grund hoher Kontogebühren das Deutsche Postkonto aufzulösen und bittet darum, künftig alle Mitgliedsbeiträge auf das österreichische Konto einzuzahlen. Er berichtet über die im Vergleich zu den Druckkosten unverhältnismäßig hohen Versandkosten der IDI-Hefte. Es herrscht aber unter den Anwesenden mehrheitlich die Meinung, dass die IDI-Info weiterhin in Druckform und per Post versandt werden solle. Der Vorschlag, die hohen Versandspesen durch eine Erhöhung des Mitgliedsbeitrages zu begleichen, wird von der Mehrheit abgelehnt.

Punkt 3 - Kassaprüfung und Entlastung

Die Kassaprüferinnen Birgit Rietzler und Astrid Marte geben einen positiven Bericht zur Kassaprüfung 2018. Max Faistauer stellt anschließend den Antrag um Entlastung des Kassiers durch Handzeichen. Der Kassier wird einstimmig entlastet. Der Präsident bittet um Entlastung des Vorstands durch Handzeichen. Der Vorstand wird einstimmig entlastet.

Punkt 4 - Neuwahlen

Durch den Rücktritt von Adolf Vallaster wird für eine Neuwahl Birgit Rietzler für das Amt der Schriftführerin im IDI-Vorstand vorgeschlagen. Sie wird von den Anwesenden durch Handzeichen einstimmig in den Vorstand gewählt. Da Birgit Rietzler als neues Vorstandsmitglied nicht mehr als Kassaprüferin tätig sein kann, wird Astrid Marte gebeten, die Verantwortung für die Kassaprüfung zu übernehmen und sich um ein zweites Prüfungsorgan zu bemühen.

Punkt 5 - Allfälliges Der Präsident und Vor-

sitzende bittet die Anwesen, in Bezug auf Fördergelder und Sponsoring aktiv für den Verein mitzudenken und mitzuwirken. Da bisher öffentliche Fördergelder nur vom Österreichischen Bundesministerium für Unterricht und Kunst an das IDI fließen, müsste geprüft werden, ob es nicht auch in anderen Ländern Möglichkeiten einer ähnlichen Förderung gäbe. Der Vorsitzende bittet die Anwesenden auch darum, sich um neue Mitglieder zu bemühen, vor allem auch um jüngere. Gewisse Qualitätsanforderungen in Bezug auf das schriftstellerische Niveau, öffentliches Wirken u.ä. sollten gestellt werden. IDI-Infoheft. Es wird dringend darum gebeten, Artikel und Berichte zu den Tätigkeiten in den Regionen an Gerd Allmayer zu senden. Die Rubrik ‚Spitze Feder‘ soll beibehalten werden. Frau Dr. Sylvia Bengesser ist weiterhin bereit, ihr Amt als Textkritikerin auszuüben. Es soll um eine ISSN.Nr für die IDI-Info angesucht werden. Die Website des IDI wird weiterhin von IDI-Mitglied Alexandra Dorn und ihren zwei Söhnen betreut. Fehlende Portraits mögen die Mitglieder bitte an die Mailadresse von A. Dorn schicken. (adoernchen@cablink.at) Aktivitäten der Mitglieder: Es wird darum gebeten, in Eigeninitiative Lesungen, Werkstätten u.a. öffentliche Veranstaltungen zu organisieren und sich in der eigenen Region um Fördergelder zu bemühen. Rückblick auf die IDI-Tagungen der letzten Jahre und Jahrzehnte. Den Begriff ‚Kleine Tagung‘ oder ‚Große Tagung‘ soll es künftig nicht mehr geben. Die IDI-Tagung findet jährlich im selben Umfang statt, wie in den letzten 3 Jahren. Jeweils an einem Wochenende von Freitag bis Sonntag. Auf die Frage, wer für die Tagung 2020 verantwortlich zeichnen möchte, erfolgen vorerst keine konkreten Vorschläge. Blick auf das Programm der aktuellen Tagung.

Wortmeldungen Der Präsident dankt Annemarie Regensburger für ihren Beitrag zum Ableben von IDI-Gründer Hans Haid in der letzten IDI-Zeitschrift.

Schluss der Sitzung: 18.00 Uhr

Der Vorsitzende: gez. Markus Manfred Jung eh.

Die Schriftführerin: Birgit Rietzler eh.



Der neue in Stans gewählte Vorstand: v.l. Josef Wittmann, Anneliese Zerlauth, Erwin Messmer, Vizepräsidentin Gerlinde Allmayer, Präsident Markus Manfred Jung, Schriftführerin Birgit Rietzler und Kassier Gerd Allmayer

IDI-Vorstandssitzung am 7. März 2020

Wichtiges gab es für den IDI-Vorstand in Mäder in Vorarlberg zu besprechen.

Z.B. die IDI-Jahrestagungen 2020, 2021 und 2022. Weitere Themen waren die Gestaltung der IDI-Info, Arbeiten an der Website, Aktuelles vom Kassier u.v.m.

Der Vorstand bedankt sich bei Adolf Vallaster für die Vorbereitungen und die Gastfreundschaft in Mäder!



v.l. Gerd Allmayer, Gerlinde Allmayer, Markus Manfred Jung, Anneliese Zerlauth, Josef Wittmann und Birgit Rietzler

Von Multidialektalen, Anpasserrinnen und Unbeugsamen, Dialektsprechen und – schreiben in der Deutschschweiz

Vortrag von Prof. Dr. Helen Christen gehalten bei der JHV 2019 in Stans

Bettina spricht und schreibt Bern- und Walliserdeutsch, und dies je nach Gesprächspartnerin oder -partner. Peter passt sich beim Sprechen an und er dimmt sein Nidwaldnerdeutsch gegebenenfalls leicht; Monika sieht keine Veranlassung, ihren Appenzeller Dialekt in der Basler Fremde aufzugeben, allerdings schreibt sie alle ihre Mails Hochdeutsch. Man kann mit Dialekten und seinen übrigen sprachlichen Ressourcen in der Deutschschweiz unterschiedlich umgehen – nur eines geht ganz und gar nicht: Es besteht bis zum heutigen Tag die eiserne Regel, wonach der Dialekt die Sprachform der Mündlichkeit ist. Es wäre somit nachgerade befremdlich und stossend, in der Bäckerei, auf der Post, bei der Ärztin, im Eisenbahnabteil oder in der Studentensprechstunde nicht Dialekt, sondern Hochdeutsch zu sprechen.

Ich möchte diese besondere soziolinguistische Konstellation der Deutschschweiz etwas genauer skizzieren (Abschnitt 1), dann danach fragen, wie sich die Wissenschaft, die Dialektologie ihren Forschungsgegenstand zurecht gelegt hat (Abschnitt 2) und wie wir Alltagsmenschen mit Dialekt umgehen, was wir als reinen, echten oder natürlichen Dialekt adeln (Abschnitt 3). Daran schliesst sich die Frage an, wie die Dialekte in der Deutschschweiz heute aussehen (Abschnitt 4). Dazu dienen Ergebnisse aus einer Studie, die in der Innerschweiz durchgeführt wurde. Im Fokus von Abschnitt 5 stehen die Sprecherinnen und Sprecher vom Typ Bettina oder Peter, die in der Deutschschweiz sprachlich agieren. Am Schluss stellt sich die Frage nach dem mutmasslichen Überleben der Deutschschweizer Dialekte (Abschnitt 6).

1. Die soziolinguistische Konstellation der Deutschschweiz

In der Deutschschweiz sprechen alle Dialekt, einen Dialekt, der sich vom Schweizer Hochdeutschen, mit dem er aus der Aussenperspektive oft verwechselt wird, doch erheblich unterscheidet. Die soziale Konvention, wie sie in der Deutschschweiz gilt, wird in der Sprachwissen-

schaft als „Diglossie“ bezeichnet. Sie meint den Sachverhalt, dass alle Sprachbenutzerinnen und -benutzer über zwei Sprachformen – Dialekt und Hochdeutsch – verfügen und sich einig sind, wann welche Form zum Zuge kommen soll. Als Faustregel gilt, dass für alles Mündliche der Dialekt, für alles Schriftliche Hochdeutsch gebraucht wird. Aber wie das Faustregeln eigen ist: sie vereinfachen. Es gibt mündliche Konstellationen, in denen Hochdeutsch institutionalisiert ist (z. B. Nachrichtensendungen im Schweizer Radio und Fernsehen, der Schulunterricht oder das Gespräch mit Anderssprachigen, wo gesprochenes Hochdeutsch quasi „gesetzt“ ist). Es gibt umgekehrt Schreibanlässe, bei denen heutzutage schon fast selbstverständlich Dialekt verwendet wird wie etwa die Kommunikation in den sozialen Medien. Nicht selbstverständlich, sondern mit einer bewussten Entscheidung verbunden, ist die Wahl des Dialekts für literarische Zwecke. Diese Literatur wird dann als „Dialektliteratur“ oder „Mundartliteratur“ bezeichnet. Die Abweichung vom hochdeutschen Normalfall offenbart sich nicht nur bei der spezifizierenden Benennung, sondern sie beeinflusst auch die Lektüre, ruft doch schon allein die Wahl des Dialekts als wenig gewohnte Literatursprache eine ganze Palette an Bedeutungen ab.

Der vielfältige mündliche und schriftliche Gebrauch von Dialekt und Hochdeutsch führt unweigerlich dazu, dass die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer in diesen beiden Sprachformen Stile ausgebildet haben – man ist also in der Lage, selbst in sehr formellen Situationen angemessen Dialekt zu sprechen. Man kann sich vorstellen, dass nur schon ein präzises Vokabular und höfliche, distanzsprachliche Formulierungsmuster zur Verfügung sein müssen, um etwa eine Kläranlage einzuweihen (*Kläärschlamm, Aktiivchòle-Filtratioon*) und dort eine Magistratsperson öffentlich zu begrüssen (*im Name vom Regierigròòt und vom Vòuk vom Kanton Luzäärn darf ich Sii...*).

Umgekehrt sind durch den häufiger gewordenen Kontakt mit Anderssprachigen immer mehr Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer auch in der Lage, Hochdeutsch nicht nur laut abzulesen, sondern ein lockeres hochdeutsches Gespräch zu führen. Wie unterscheiden

sich Hochdeutsch und Dialekt? Hochdeutsch ist jene Variante des Deutschen, die standardisiert und kodifiziert ist, deshalb auch die Bezeichnung (deutsche) Standardsprache. Standardsprachen sind (relativ) einheitlich – es gibt jedoch vornehmlich im hochdeutschen Wortschatz regionsspezifische Unterschiede: *Metzger, Fleischer, Fleischhacker, Schlachter* ist ausnahmslos „richtiges“ Hochdeutsch, aber aus unterschiedlichen Gegenden. Ebenso „richtiges“ Hochdeutsch ist die schweizerische Schreibung von *Masse* und *Busse* mit doppeltem s statt ß.

Die Variation innerhalb des Hochdeutschen ist aber im Vergleich zur dialektalen Variation gering. Der Gegenspieler zum Hochdeutschen, der Dialekt, steht für unzählige dialektale Ausprägungen, die oft unter die abstrakte Sammelkategorie Schweizerdeutsch zusammengefasst werden. Es gibt viele Dialekte, eine Zahl zu benennen, wäre nicht nur äusserst unvorsichtig, sondern sie trüge auch den dialektalen Erscheinungsformen nicht angemessenen Rechnung: Wie genau denn wollte man die Grenze ziehen zwischen zwei Dialekten und wie viel Gemeinsamkeiten bräuchte es, um Verschiedenes demselben Dialekt zuzuordnen? Erwartungsgemäss hat man im Alltag einen Modus gefunden, wie man den Wust an Unterschieden irgendwie organisieren kann. Wie immer kommen in der Schweiz dafür die Kantone wie gerufen – es wird von Berndeutsch, Zürichdeutsch usw. gesprochen, um dann gleichzeitig zu präzisieren, dass selbstredend nicht alle Bernerinnen und Berner gleich sprechen würden, oder um nachzuschieben, dass im Limmattal die Grenze zwischen Zürichdeutsch und Aargauerdeutsch nur schwer zu ziehen und die politische Grenze dafür nicht wirklich hilfreich sei. Kantonsdialekte sind also Behelfsgrössen, die aber gleichzeitig eine der Funktionen offenbaren, die die dialektale Vielfalt in der Schweiz (auch) hat. Sie wird nämlich spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts gerne als sprachliche Entsprechung der föderativen Schweiz verstanden. Jeder Kanton hat – so eine gängige Sichtweise – quasi seinen eigenen Menschenschlag, der sich, wie man das aus der alten Ethnographie kennt, in Brauchtum, Sitten und in der Sprache unterscheidet. Die dialektalen Unterschiede werden

gerne in Merk- und Spottverse verpackt, die der räumlichen Identifizierung und Verortung der anderen, gelegentlich wohl auch der Abgrenzung dienen. Die dialektale Neckerei kann aber auch als ein Zeichen der sozialen Erwünschtheit der Unterschiede aufgefasst werden. Eine solche Haltung ist der ideale Nährboden für Variantentoleranz, für die Bereitschaft nämlich, andere Dialekt verstehen zu wollen und damit auch dafür, dass ein Austausch zwischen verschiedendialektalen überhaupt gelingen kann und ein Einheitsschweizerdeutsch – bis zum heutigen Tag – keine Option ist. Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer bringen also weder Hochdeutsch, noch ein Einheitsschweizerdeutsch, sondern ihre je eigenen Dialekte ins Spiel, wenn sie miteinander sprechen. Was unterscheidet den Dialekt, die Dialekte vom Hochdeutschen? Die Dialekte sind nicht kodifiziert, es gibt keine niedergeschriebenen Grammatiken und Wörterbücher, keine Orthographien, die von Autoritäten sanktioniert wären und deren Verstösse wie auch immer geahndet würden. Dies steht nicht im Widerspruch zum Sachverhalt, dass es niedergeschriebene Grammatiken und Wörterbücher gibt. Freilich geben diese meist den Sprachgebrauch und die Intuition ihrer Verfasserinnen oder Verfasser wieder und – ganz entscheidend: was dort steht, ist sozial nicht einforderbar und zieht beispielsweise weder gute noch schlechte Schulnoten nach sich. Diese niedergeschriebenen Grammatiken machen aber eines deutlich: Dialekte haben natürlich eine Grammatik, eine Grammatik in den Köpfen ihrer Sprecherinnen und Sprecher nämlich, die diese befähigt, zu konjugieren und zu deklinieren oder die Satzteile in eine bestimmte Abfolge zu bringen. Diese Grammatik im Kopf kann man aufs Papier bringen und ausformulieren, wird dabei aber unweigerlich auf das Problem stossen, dass oftmals keine Eindeutigkeit vorliegt – heisst es nun *mir machid* oder *mir möchid* („wir machen“)? Tatsache ist, dass wir an jedem Ortspunkt der Deutschschweiz, bei jedem Sprecher, bei jeder Sprecherin Variation antreffen, nicht beliebige Variation allerdings. Die Grammatik schränkt die Variation ein: *machid* und *möchid* können zum Bündel an Möglichkeiten gehören, *michid* dagegen nicht.

2. Der Dialekt als Gegenstand der Dialektolog/innen

Die Anfänge der Germanistik, an den Beginn des 19. Jahrhunderts zu datieren, waren geprägt durch ein vornehmlich historisch ausgerichtetes sprachwissenschaftliches Interesse. Die Dialekte wurden dabei früh als lebende Zeugen althergebrachter Sprache gesehen, wie sie von Generation zu Generation weitergegeben wird – ohne durch den Einfluss der Schrift korrumpiert worden zu sein. Diese naturwüchsigen Dialekte glaubte man am ehesten da zu finden, wo einerseits Ortsansässigkeit über Generationen hinweg und andererseits Schriftferne garantiert war, bei der ländlichen und bäuerlich-handwerklich tätigen Bevölkerung nämlich. Dieses Anforderungsprofil erfüllten – im Gegensatz zu heute – im 19. Jahrhundert relativ viele Menschen. Und genau aus dem Sprachgebrauch dieser, von fremden Einflüssen abgeschirmten, Population hat man in der Dialektologie eine Sprachform herausdestilliert, die mit den Fachbegriffen Basisdialekt oder Grundmundart gefasst wurden und bis heute werden. Basisdialekt ist aus der Menge an vorkommenden örtlichen Sprechweisen jener sprachliche Ausschnitt, der an einem Ort quasi „verbrieft“ ist und dort dem ältesten Sprachzustand entspricht. Basisdialekte dienen der Forschung als Referenzgrößen, die viele wissenschaftliche Türen öffnen. Man kann die Basisdialekte verschiedener Orte gegeneinander abgleichen und erhält auf diese Weise überhaupt erst die dialektalen Unterschiede. Was sich auf gängigen Dialektkarten verzeichnet findet, beruht auf dem Abgleich solcher Basisdialekte, die nun gleichermassen als Referenzgrößen dienen, um überhaupt Dialektwandel festmachen zu können.

3. Der Dialekt aus Sicht der Deutschschweizer Alltagsmenschen

Die Basisdialekte sind also Ausschnitte der sprachlichen Wirklichkeit, die sich einer bestimmten wissenschaftlichen Vorgehensweise verdanken. Was die Sprachwissenschaft aus guten Gründen macht, nämlich eine Auswahl treffen, machen wir – vergleichbar, und ebenfalls mit guten Gründen – auch im Alltag. Wer sich über Dialekt Gedanken macht, spricht gerne von „reinen“, „echten“ oder von „natürlichen“

Dialekten – was einschliesst, dass es in den Vorstellungen offenbar auch Dialekte gibt, denen diese Qualität abgeht. Was aber sind „reine“, „echte“ Dialekte oder „natürliche“ Dialekte? Die Adjektive lassen erkennen, dass es um Bewertungen geht. „Rein“ schliesst ein mitgedachtes, negatives „unrein“ ein, „natürlich“ ein „unnatürlich“.

Der Massstab für diese Gütekriterien, die gerne für selbstverständlich, ja schon beinahe für naturgegeben gehalten werden, ist nicht unabhängig von Zeitströmungen und Moden: „Reine“ Sprache war im 18. Jahrhundert das Hochdeutsche, und ein Dialekt galt dann als besonders rein, wenn er wenig Unterschiede zum Hochdeutschen aufwies. Der „reine“ Dialekt, wie ihn sich heutige Menschen vorstellen, ist ein Kind der Romantik – wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Dialekt ebenso. Jene Dialekte, die in besonders abgelegenen Gebieten vorkommen, von einfachen Menschen gesprochen werden, die den Freuden und Leiden des konkreten Alltags verbunden sind, möglichst alt wirken und viele seltene Wörter und vor allem auch andere Wörter haben als das Hochdeutsche, werden für „rein“ gehalten. In den letzten Jahrzehnten ist ein neues Gütesiegel aufgekomen, jenes des „natürlichen“ Dialekts; es hält eine Sprachform hoch, die nicht gestelzt und gesucht wirkt, sondern den Eindruck von Ungeplantheit, Spontaneität und Alltäglichkeit vermittelt.

Solche Bewertungen sind Dialektideologien geschuldet, die so etwas wie das gesellschaftliche Fundament abgeben, auf dem sich das Sprachleben abspielt. Sie kommen dem Bedürfnis entgegen, auch im Dialekt „schöne“ und „weniger schöne“ Sprache unterscheiden zu können, um verschiedene dialektale Stile zur Verfügung zu haben, quasi Sonntags- und Werktagsstile, und somit gewappnet zu sein für sowohl alltägliche als auch besondere Sprech- und Schreibanlässe. Zu solch besonderen Anlässen gehört der Gebrauch des Dialekts als Literatursprache, der zwangsläufig Entscheidungen darüber abverlangt, welche Wörter, welche Formen und Lautungen für verschiedene literarische Gattungen taugen. Ein Blick in die Dialektliteratur lässt erkennen, dass für ästhetische Zwecke häufig ein Dialekt in die Kränze kommt, der sich am Ideal

eines „reinen“ Dialekts ausgerichtet; andere Literatinnen und Literaten, zu denen auch die *Spoken Word-Szene* gezählt werden kann, richten ihren Qualitätskompass nach einem „natürlichen“ Dialekt aus.

Der „reine“ und der „natürliche“ Dialekt sind – alle beide – mehr Wunsch als Wirklichkeit, mehr Leuchtturm als Sprechpraxis und in der freien Wildbahn des alltäglichen Sprachlebens nicht anzutreffen. Dass das Trachten nach „reinem“ oder „natürlichem“ Dialekt notgedrungen Schiffbruch erleiden muss, hängt mit den Annahmen zusammen, es gäbe die ursprüngliche und die natürliche Sprache. Freilich ist das skrupulöse Abwägen von Varianten, das zum Handwerk einer jeden Literatin, eines jeden Slampoeten gehört, keineswegs sinnlos. Das Aussuchen „reiner“ oder „natürlicher“ Varianten geschieht ja nicht im luftleeren Raum, sondern vor dem Hintergrund von dialektalen Wertvorstellungen, die gesellschaftlich verankert sind. Damit ist es nichts weniger als die Voraussetzung dafür, dass der Dialekt überhaupt literaturfähig ist und im Alltag den sozialen Status einer „richtigen“ Sprache erhält.

4. Dialekte in der heutigen Deutschschweiz

Der Basisdialekt ist, wie oben ausgeführt, der zu einem bestimmten Zeitpunkt älteste örtliche Sprachstand. Die Basisdialekte der 1950er Jahre sind im Sprachatlas der deutschen Schweiz ausgewiesen und können als Messinstrument benutzt werden, um sprachliche Stabilität oder sprachliche Veränderungen festzustellen. Zu genau diesem Zweck wurden zwischen 2012 und 2016 mit sechzig Personen aus acht Ob- und Nidwaldner Orten Interviews durchgeführt. Unerwartet war, dass an jedem der acht Untersuchungsorte immer mindestens eine der befragten Personen insofern Übereinstimmung mit der Messlatte zeigte, als sie die überwiegende Mehrheit an Lautungen und Formen genau so produziert hat, wie sie vor einem halben Jahrhundert die Exploratoren des Sprachatlases schon vorgefunden hatten. Die Wortabfragen ergaben jedoch ein etwas anderes Bild: Gewisse Unterwaldner Spezifika wie etwa kalazen für ‚frühstücken‘ (zu italienisch *colazione*, lateinisch *collatio*) sind zwar noch bekannt, werden aber nicht mehr gebraucht. Sie sind Erinnerungswörter, die wohl zunehmend vergessen gehen.

Dass die Unterschiede zwischen den einzelnen Orten verschwinden würden, wie dies Dialekt-untergangsszenarien wissen wollen, bestätigte sich in der Untersuchung also nur teilweise. Die Unterschiede, die man bei den sechzig Befragten feststellen konnte, erklärten sich nämlich zur Hauptsache nach wie vor durch deren unterschiedliche örtliche Herkunft. Besah man die Variation, die sich aus den Befragungen an einem einzelnen Ort ergab, so ging diese vor allem auf das Konto der unterschiedlichen Sozialprofile der Befragten. An den Orten mit komplexerer Sozialstruktur waren auch mehr sprachliche Unterschiede festzustellen. Und ein weiterer Einflussfaktor konnte geltend gemacht werden, die sog. Ortsloyalität. Unter Ortsloyalität wird die emotionale Verbundenheit mit einem Ort verstanden. In der Unterwaldner Untersuchung zeigte sich, dass die besonders Ortsloyalen in dialektologischen Tests – in einer Situation also, in der der eigene Dialekt auf dem Prüfstand steht – eine besondere Art von Anpassung praktizierten, nämlich eine Anpassung in Richtung eines Dialekts, den die Ortsloyalen für „reinen“ Ortsdialekt hielten. Bei den Ortsloyalen scheinen gewisse Varianten im Dienste zu stehen, räumliche Identität auszudrücken.

5. Bettina, Peter, Monika oder wie dialektale Normalverbraucher/innen sprechen

Wegen der Vergleichbarkeit der aktuellen Unterwaldner mit den „alten“ Daten des Sprachatlases der deutschen Schweiz haben wir den Sprachgebrauch ortsfester Personen in den Blick genommen, die für heutige Lebensumstände nicht untypischer sein könnten. Familienverbände leben ja nicht mehr über Generationen hinweg an einem Ort, die Brautschau ist nicht erst seit den Dating-Apps eine andere geworden, und die Dienstleistungsgesellschaft verlangt nach mobilen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern. Wie nun spricht diese grosse Mehrheit der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer?

Dialekt ist wie jede menschliche Sprache ein Kontakt-Phänomen: Alle Menschen kommen zwar mit einem Bioprogramm auf die Welt, das sie befähigt, irgendeine Sprache, irgendeinen Dialekt zu erwerben. Welche Sprache, welcher Dialekt dies ist, ist jedoch vom biographischen Zufall abhängig, der darüber entscheidet, wo ein Kind aufwächst und wer mit ihm spricht.

Die Sprache, der Dialekt, der erworben wird, ist nicht angeboren, sondern immer ein Produkt aus dem Kontakt mit jenen Menschen, die sich um das Kind kümmern und mit ihm sprechen. Die sprachlichen Quellen, die das Kind für den Aufbau seines eigenen sprachlichen Wissens anzapfen kann, liegen zuerst im Sprach-, im Dialektgebrauch seiner allernächsten Umgebung, später kommen auch Gleichaltrige ins Spiel. Es ist jetzt ein Leichtes, sich ganz unterschiedliche Szenarien auszudenken, bei denen ein Deutschschweizer, eine Deutschschweizerin zuerst in der Kindheit, dann aber auch im späteren Leben Menschen und Menschengruppen mit unterschiedlichen Dialekten ausgesetzt ist, mit mutmasslichem Einfluss auf das passive Sprachwissen, aber wohl auch auf den aktiven Sprachgebrauch.

Ein bestimmtes Bedingungsgefüge wirkt sich nun aber nicht wie ein Naturgesetz auf das sprachliche Verhalten aus – wenn im Hause Müller Vater und Mutter Baseldeutsch sprechen, ist das längst keine Garantie dafür, dass die Müller-Kinder auch Baseldeutsch sprechen. Im Folgenden sollen unterschiedliche Dialektgebräuche skizziert werden, wie sie in der Deutschschweiz vorkommen können. Drei fiktive Sprecherportraits stehen für die Spannweite an dialektalen Möglichkeiten, die – obwohl konstruiert – auf empirischen Befunden fussen.

Bettina, die Multidialektale

Bettina wächst in einem Dorf im Kanton Bern auf, wo sie alle Schulen vom Kindergarten bis hin zur Universität besucht hat. Bettinas Eltern sind in Oberwalliser Dörfern aufgewachsen und als junge Berufsleute nach Bern gezogen. Bettina hat als erste Sprachform einen Dialekt erworben, der in etwa jenem ihrer Eltern entspricht, eine Ausprägung, die man als Walliserdeutsch bezeichnen könnte. Diese Sprachform war bis zum Kindergarten die einzige, die Bettina zur Verfügung stand und erst dort kam sie in Kontakt zu Kindern aus anderen Elternhäusern. Innerhalb kürzester Zeit hat sich Bettina einen Dialekt angeeignet, wie er an ihrem Schulort üblich ist: eine Ausprägung von Berndeutsch. Diese beiden Sprachformen, das Walliserdeutsche und das Berndeutsche haben bei Bettina den Status von zwei Sprachen, die sie mental getrennt hält. Sie weiss also immer genau, in

welcher der beiden Sprachformen sie gerade denkt oder formuliert. Und sie hält klare Gebrauchsanweisungen ein, wann sie welchen Dialekt nutzt – in Familie und Verwandtschaft ist es Walliserdeutsch; ebenso gebraucht sie diese Sprachform, wenn sich der Dialekt eines fremden Gegenübers nach Walliserdeutsch anhört. Allen anderen Gesprächspartnerinnen und -partnern begegnet sie mit Berndeutsch. Auch beim Schreiben in den sozialen Medien lässt sie ihre beiden Dialektwelten erkennen. Bei ihren Verschriftlichungen achtet sie darauf, dass auch auf der grafischen Ebene klar wird, ob sie sich im häufiger genutzten Berndeutsch- oder im selteneren Walliserdeutsch-Modus befindet. Die bidialektale Bettina ist in der Deutschschweiz keine Ausnahme; viele Kinder wachsen heute nicht nur in mehreren Dialekten auf, sondern sie erwerben auch mehrere Dialekte, die sie dann nach je eigenen Gebrauchsregeln verwenden. Die individuelle Zwei- und Mehrdialektalität ist aber keine zwangsläufige Folge einer vieldialektalen Umgebung. Es gibt zuhauf Kinder, die in Kindergarten und Schule einen örtlichen Dialekt erwerben und diesen dann auch im andersdialektalen Elternhaus gebrauchen. Das Umgekehrte scheint – noch – eher selten zu sein, dass nämlich Kinder in der Schule einen Dialekt sprechen, der quasi nicht an den Ort „gehört“. Der Anpassungsdruck an die Gleichaltrigen ist meist grösser als der Wunsch, ein dialektaler Einzelfall und Exot zu sein.

Peter, der Anpasser

Peter ist im Kanton Nidwalden aufgewachsen; sein Vater stammt aus dem Kanton Uri, seine Mutter ist Luzernerin. Peter hat in Stans die Matura gemacht, danach in Basel studiert. Er wohnt wieder in Nidwalden, hat aber beruflich mit Menschen aus der ganzen Schweiz zu tun. Peter kann Nidwaldnerdeutsch so sprechen, dass man ihn in Stans für einen Einheimischen hält. Er gehört mit seinem dialektalen Verhalten jedoch zu einem Menschenschlag, der sich – je nach Gegenüber – sprachlich anpasst. Peter wechselt nicht von einer Sekunde zur anderen in einen anderen Dialekt, sondern es handelt sich eher um die moderate Rücknahme gewisser Dialektmerkmale. Zurückgenommen werden in der Regel Dialektmerkmale, die in der

Deutscheschweiz nur auf einem kleinen Areal vorkommen, von wenigen gesprochen werden oder die quasi als „Nidwaldnerismen“ bekannt sind. Dass Peter bei genau diesen Merkmalen Abstriche macht, setzt ein Wissen darüber voraus, was in der Deutscheschweiz überhaupt Mehrheits- und was Minderheitsformen sind. Dieses Wissen kann man sich nur durch den Kontakt mit anderen, nur durch Teilhabe am Deutscheschweizer Sprachleben erworben haben. Bemerkenswert an Anpassern wie Peter ist der Sachverhalt, dass die Anpassung sich am konkreten Dialekt des Gegenübers orientieren kann, aber nicht muss. Die Anpassung richtet sich oftmals auf den Dialekt eines „Durchschnittsdeutscheschweizers“ aus, der nur im Kopf des Anpassers, der Anpasserin existiert. Peter ist dialektal flexibel – je nach Konstellation modifiziert er punktuell und in unterschiedlichem Ausmass seinen Dialekt. Freilich müssten wir, um das Bild etwas komplexer und kompletter zu machen, noch eine Petra vorsehen, die wie Peter eine Anpasserin ist, aber aufgrund häufiger Anpassungen oder aufgrund eines dauerhaften Ortswechsels eine Version des angepassten Dialekts quasi stabilisiert hat.

Monika, die Unbeugsame

Als Unbeugsame wird Monika hier bezeichnet, weil sie als Appenzellerin keine Anstalten macht, den ersterworbenen Dialekt in irgendeiner Weise zu modifizieren; Monika ist mit einem Appenzeller Vater und einer österreichischen Mutter in Appenzell aufgewachsen. Wenn sie mit der österreichischen Verwandtschaft spricht, gebraucht sie ihr Schweizer Hochdeutsch, das aber bei gewissen Vokalfärbungen den Kontakt mit österreichischem Deutsch erkennen lässt. Was ihren Dialekt betrifft, so hat aber weder der Umzug nach Basel, in eine andere Landesgegend, noch die Begegnung mit Andersdialektalen eine Anpassung ausgelöst. Sie formiert in ihrer neuen Lebensumgebung quasi eine Appenzeller Sprachinsel, die als solche auch wahrgenommen und thematisiert wird. Sie muss sich in Basel oft erklären, ihr Dialekt löst Fragen aus: woher sie komme, wie lange sie schon in Basel lebe, dass sie aber „rein gar nichts“ angenommen habe, was Staunen, auch Bewunderung und oftmals Anekdoten über Anpassungs-/Nicht-Anpassungsverhalten auslöst.

Monikas dialektalen Starrsinn kann man sich im Deutscheschweizer Kontext kommunikativ leisten; er wirkt sich kaum je verständigungshinderlich aus, da ja die meisten über eine passive Dialektkompetenz verfügen, die – zumindest fast – alles einschliesst, was in der Deutscheschweiz gesprochen wird.

Die Multidialektalen, der Anpasser, die Unbeugsame arrangieren sich unterschiedlich mit der Deutscheschweizer Sprachsituation. Warum jemand zu einem Multidialektalen, zu einer Anpasserin oder einem Unbeugsamen wird, ist bisher nicht erforscht, und man könnte sich deshalb allzu leicht zu küchenpsychologischen Mutmassungen verleiten lassen. Neben den individuellen Dispositionen, die hier sicher eine vorrangige Rolle spielen, darf wohl nicht übersehen werden, dass auch sozialpsychologische Einflussfaktoren veranschlagt werden müssen. Weil nämlich die Dialekte die Eigenheit haben, auf einen Raum hinzuweisen, mit einem Ort verknüpft zu werden, fallen die Bewertungen dieser Räume, dieser Orte, oder genauer: der Menschen, die dort leben, auf den Dialekt zurück. Die Dialekte von Grossstädten oder eben Grossstädtern werden beispielsweise auffällig übereinstimmend als arrogant eingeschätzt. Eine derartige Einschätzung hat weniger mit der Sprache zu tun als mit dem soziokulturellen Gefüge, den unterschiedlichen ökonomischen Verhältnissen, der Geschichte eines Landes oder Landesteils. Das heisst, die Dialekte werden befrachtet mit einem ganzen Amalgam an Wissensbeständen und an Bewertungen, die unweigerlich ins Spiel kommen können, wenn jemand zu sprechen beginnt. Dies sorgte oder sorgt vielleicht dafür, dass es so etwas wie präferierte Anpassungsrichtungen gibt: Deutschfreiburger passen sich in Bern an, Berner passen sich in Freiburg nicht an.

Und was ist mit der Verständlichkeit? Ist nicht dieser Gesichtspunkt als ganz entscheidend zu veranschlagen, wenn es um Anpassung geht? Es gibt Dialekte, die den Stempel der Unverständlichkeit tragen: Vom Walliserdeutschen sagen die Nicht-Walliser, man verstehe es nicht, und auch die Walliser selber sind überzeugt, nicht verstanden zu werden. In der Fachliteratur ist von einem „Sonderfall-Bewusstsein“ die Rede. Eine Dissertation aus den 1980er Jahren

und ein Berner Forschungsprojekt aus den Nullerjahren haben sich dem punktuellen und längerfristigen Anpassen von Wallisern im Wallis und im Berner Exil angenommen – bemerkenswert ist ein Ergebnis der Berner Studie, wonach die Jüngeren sich eher weniger anpassen als die Älteren. Eine Freiburger Studentin hat jüngst im Rahmen ihrer Masterarbeit eine kleine empirische Studie ebenfalls zum Sprachverhalten von Wallisern gemacht und dieses Resultat mehr als nur bestätigen können: Die untersuchten Walliser Studentinnen haben gegenüber einer Interviewerin mit einem nordwestschweizerischen Dialekt quasi „walliserdeutscher“ gesprochen als untereinander. Wie ist dies zu interpretieren? Der sprachliche Anpassungsdruck scheint kleiner, der Regionalstolz eher grösser geworden zu sein. Die Frage der Verständlichkeit rückt in den Hintergrund.

6. Kaffeesatz-Lesen: „Überleben“ die Dialekte als gesprochene und geschriebene Sprachformen?

Die Multidialektale, der Anpasser, die Unbeugsame – und weitere Sprechertypen bevölkern die Deutschschweiz, bekommen Kinder, geben ihren Dialekt, ihre Dialekte weiter – muss dies angesichts von dialektal beispielsweise kompromisslosen Vätern, angesichts von beispielsweise anpasslerischen Müttern nicht unweigerlich zur Vermischung oder gar Auflösung der dialektalen Vielfalt führen? Auf die Gefahr hin, ein wenig dem linguistischen Kaffeesatz-Lesen zu erliegen – wer weiss schon, was morgen ist? – seien ein paar abschliessende Überlegungen formuliert.

Es scheint nach wie vor so etwas wie eine dialektale Ortsnorm zu geben, die die Leitplanken vorgibt, wie man als Ansässige spricht, welche dialektalen Ausprägungen ortskonform sind und welche nicht. Diese Ortsnorm darf man sich nicht als allzu rigide vorstellen – sie sieht durchaus Spielräume jenseits des „reinen“ Dialekts vor und sie verändert sich selbstverständlich im Laufe der Zeit. Wie diese Ortsnorm zu einem dialektalen Leuchtturm werden kann, so dass die Schulkinder – obwohl aus unterschiedlich dialektalen Häusern stammend – sich an ihr orientieren und sich der Ortsdialekt durchsetzen kann, mutet schon fast geheimnisvoll an.

Warum hat sich in den ehemaligen ärmeren

Arbeiterquartieren in Zürich ein Zürichdeutsch durchgesetzt, trotz des beträchtlichen Zuzugs aus der Innerschweiz oder aus dem Bündnerland? Ist der Ortsdialekt einfach am präsentesten, am häufigsten vertreten? Oder lernen, erfahren die Kinder, welcher Dialekt als zum Ort zugehörig betrachtet wird und allein aus diesem Grund von vorneherein die besten Karten hat? Diese besten Karten verstehen sich nicht von selbst. Die Aufrechterhaltung einer Ortsnorm setzt voraus, dass der räumliche Fingerzeig oder genauer: der Bezug zu einer örtlichen Sprechergemeinschaft, den ein bestimmter Dialekt unweigerlich herstellt, nach wie vor erwünscht ist. Solange sich eine Mehrheit der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer – so das Kaffeesatz-Lesen zur Mündlichkeit – zuerst als Berner Oberländer, St. Galler Rheintalerin oder Baselbieter oder auch als Bern-Walliserin und erst in zweiter Linie als Deutschschweizer versteht, solange dürften die Chancen intakt sein, dass sich auch dialektale Unterschiede halten, die genau diese Identitäten auf sprachlicher Ebene unmissverständlich zum Ausdruck bringen.

Die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer werden – so das Kaffeesatz-Lesen zur Schriftlichkeit – möglicherweise zweischriftig. Informelles wird dialektal verschriftlicht, Formelles Hochdeutsch (oder teilweise Englisch, was gar eine Dreischriftigkeit befördern würde). Der Etablierung einer einheitlichen schweizerdeutschen Schriftsprache stehen nicht nur regionale Begehrlichkeiten und das föderative Selbstverständnis entgegen, sondern auch ökonomische Abwägungen. Würde es sich denn rechnen, sich vom gemeinsamen deutschen Sprach- und Kulturraum abzukoppeln? Der Verzicht auf ein festgeschriebenes, kodifiziertes Schweizerdeutsch hat überdies den Vorteil, dass der geschriebene, nicht standardisierte Dialekt zum einen seinen anarchistischen Touch nicht verliert, der ihn so vorzüglich ausrustet für ungezwungenes, informelles Schreiben. Zum anderen bliebe er als ästhetisches Mittel des besonderen, nicht alltäglichen literarischen Ausdrucks erhalten. Gute Aussichten also für das Internationale Dialektinstitut!

Die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer werden – so das Kaffeesatz-

Lesen zur Schriftlichkeit – möglicherweise zweischriftig. Informelles wird dialektal verschriftlicht, Formelles Hochdeutsch (oder teilweise Englisch, was gar eine Dreischriftigkeit befördern würde). Der Etablierung einer einheitlichen schweizerdeutschen Schriftsprache stehen nicht nur regionale Begehrlichkeiten und das föderative Selbstverständnis entgegen, sondern auch ökonomische Abwägungen. Würde es sich denn rechnen, sich vom gemeinsamen deutschen Sprach- und Kulturraum abzukoppeln? Der Verzicht auf ein festgeschriebenes, kodifiziertes Schweizerdeutsch hat überdies den Vorteil, dass der geschriebene, nicht standardisierte Dialekt zum einen seinen anarchistischen Touch nicht verliert, der ihn so vorzüglich ausrustet für ungezwungenes, informelles Schreiben. Zum anderen bliebe er als ästhetisches Mittel des besonderen, nicht alltäglichen literarischen Ausdrucks erhalten. Gute Aussichten also für das Internationale Dialektinstitut!

Inhalt

| | |
|---|----|
| Tagungsort Imst | 1 |
| Tagungsprogramm in Imst | 2 |
| Stans Mitgliederversammlung | 5 |
| Vortrag Prof. Dr. Helen Christen | 7 |
| Dialektliteratur heute Klaus Gasseleder | 15 |
| Literaturpreis Christiana Pucher | 18 |
| Die „Lange Nacht der Bühne“ | 19 |
| Franz-Stelzhamer-Preis | 20 |
| 3. Arosa Mundartfestival | 20 |
| Buchvorstellungen | 22 |
| Buchvorstellungen | 23 |
| Begehbare Bücherparkett | 24 |



Prof. Dr. Helen Christen

Helen Christen/Nadja Bucheli/Manuela Guntern/Alexandra Schiesser (2015): *Länderen*: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum. In: R. Kehrein u. a. (Hg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin, 619-641.

Walter Haas (1992): *Reine Mundart*. In: H. Burger u. a. (Hg.): *Verborum amor*. Berlin/New York, 578-610.

Fabienne Hänggi (2019): *Dialektanpassung und Dialektloyalität von Oberwalliser Studentinnen an der Universität Freiburg*. Unveröff. Masterarbeit. Universität Freiburg/Schweiz.

Alexandra Schiesser (2020): *Dialekte machen. Konstruktion und Gebrauch arealer Varianten im Kontext sprachraumbezogener Alltagsdiskurse*. Berlin.

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

Impressum

Redaktion: IDI-Vorstand

Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer

Bilder: Beitragsverfasser, Gerd Allmayer

Druck: Internet-Druckerei

Ein paar grundsätzliche Überlegungen für eine Diskussion über Dialektliteratur heute

IDI-Mitglied Klaus Gasseleder regt zur Diskussion an

In einer Zeit, in der Menschen verstärkt in Gruppen und Grüppchen Halt und Bestätigung suchen, in der „Stammesdenken“ unter dem Label IDENTITÄT (und HEIMAT) gepflegt wird, wo zu allererst Sicherheit und Geborgenheit im abgeschlossenen Kreis angestrebt werden, statt die Entwicklung von „freien“ Persönlichkeiten mit je eigenen Identitäten, können wir als Dialektautoren nicht einfach so tun, als gäbe es das alles nicht.

Sicher haben sich von Anfang an im IDI Menschen aus verschiedenen Regionen zusammen gefunden, die anderen in ihren sprachlichen (und persönlichen) Eigenheiten als gleichwertig respektieren, sicher haben bei uns seit jeher dumpfe Heimattümelei und völkische Abgrenzungen keinen Platz gefunden, sondern Offenheit für die Kollegen aus anderen Regionen und kritische Inhalte. Aber genügt das? Müssen wir nicht in unserem Tun als Autorinnen und Dialektfreunde weiter gehen? Müssen wir nicht vielleicht sogar unser eigenes Denken und Schreiben und unser Agieren auf den diversen Bühnen vor diesem Hintergrund überdenken? Ich möchte hier jetzt nicht ins Detail gehen – dafür fehlt uns zur Zeit ein Diskussionsforum und vielleicht auch Diskussionsbedarf – sondern nur ein paar Gedanken in den Raum stellen.

Dialekt und Heimatpflege

Es ist allen bekannt, dass ein Großteil der alten Dialektliteratur als Heimatpflege, zumindest Dialektpflege im Sinne von Dialekterhaltung und Konservierung von „festen“ Dialekten deklariert wurde. Aber auch viele Autoren und (seltenen) Autorinnen der „neuen Dialektdichtung“, die in den Siebziger Jahren entstand, sahen eine Aufgabe ihres Tuns in der Dialektpflege, auch wenn man sich vom traditionellen Heimatbegriff distanziert hatte, wenn man von „Anti-Heimattichtung“ oder gar „Antiheimat-Dichtung“ (was einen ganz anderen Schwerpunkt setzt) sprach. Daran hat sich wenig geändert. Immer wieder blieb und bleibt die Verbindung von Dialekt und

Heimat (auch, wenn diese neu definiert wurde) erhalten. Doch geraten wir dabei heute nicht zwangsläufig auf eine Seite, auf der wir nicht stehen wollen? Gibt es wirklich einen weltoffenen Heimatbegriff, den die Dialektdichtung unterstützen kann, und zwar aus sich heraus, aus ihrer Form, ihrer Sprache heraus und nicht nur, indem man bei jeder Veröffentlichung oder öffentlichem Auftreten ein Statement darüber abgeben muss, was man unter Heimat versteht und dass man keine Abgrenzungen damit im Sinne habe. Eine weltoffene Dialektdichtung, wie ich sie mir vorstelle, ist nicht nur eine Frage von politischen, ökologischen, von emanzipativen Inhalten. Es ist auch eine Frage der Form, der literarischen Tradition, der Sprache selbst und auch eine Frage des Umfelds, des Publikums, eine der öffentlichen Präsentation.

Zur Präsentation von Dialektdichtung:

Als Dialektautoren, denen es in erster Linie um Literatur als Kunst (oder auch um Selbstbildung) nicht um Heimatpflege geht, sollten wir (auch wohl wollende) „Geschlossene Veranstaltungen“ unter dem Obertitel Dialektpflege o. ä. meiden oder zumindest kritisch auf ihren Kontext hin prüfen, also all die Heimattage, „Tage der Franken usw.“ oder die regionale Dialekttage für einen einzigen Dialekt. (Das gilt übrigens auch für andere „Geschlossene Veranstaltungen“ wie Frauen- oder Männerliteratur-tage, Jugend-oder Altentage usw.) . Dialektliteratur sollte zusammen mit Literatur in anderen Dialekten, zusammen mit Literatur in anderen Sprachformen, auch mit denen der standard-sprachlicher Literatur und zusammen mit Literatur in „fremden“ (zumindest den in der Region gesprochenen) Sprachen stehen. Und das betrifft ebenso die begleitende Musik, Tänze, Speisen, Gottesdienste usw. - Selbst, wenn wir uns persönlich davor hüten, solche Veranstaltungen als nach außen sich abgrenzende Heimattage, gar als Feiertage eines alten Heimatbegriffs zu sehen, selbst, wenn wir uns dabei nicht so ganz wohl fühlen, das Publikum (oder zumindest große Teile davon) kommt aus Heimatverbundenheit, oft in altem Sinne, dorthin, nicht wegen der Literatur und der Vielfalt von Kultur und Kulturen in der Region. Wenn

wir aber an solchen Veranstaltungen teilnehmen, sollten wir die „heimattümelnden“ Publikumserwartungen zumindest „enttäuschen“.

Traditionelle literarische Formen der Dialektliteratur

Die herkömmliche Dialektliteratur seit dem 19. Jahrhundert verwendete überwiegend feste literarische Formen, die wir hier nicht noch einmal nachzeichnen müssen. Hiervon grenzten sich jedoch auch immer wieder einige Autoren ab, die im Dialekt Formen der standardsprachlichen Literatur mit höherem literarischem Niveau pflegten. Gut so. Diese Poeten muss man allenfalls fragen, warum sie nicht gleich das Standarddeutsch als Literatursprache wählen, in denen sich viele Inhalte reichhaltiger ausdrücken lassen. Die Antworten werden verschieden sein: Entweder gibt es eine enge persönliche Bindung zum Dialekt als Sprache oder es wird die Ansicht vertreten, dass gerade der Dialekt geeigneter sei, um sich und bestimmte Gefühle auszudrücken oder dass er zur Auseinandersetzung mit der eigenen Sprach- und Persönlichkeitsentwicklung nötig sei.

Doch sollte man und kann man auch in vielen Fällen davon ausgehen, dass ein bilingual (Dialekt- und Standardsprache) sich verstehender Dichter auch in beiden Sprachen Gleichwertiges (nicht Gleichartiges) schaffen kann, wenn er eine niveauvolle Literatur im Dialekt verfassen kann. Aber wenn man sich der sprachlichen Möglichkeiten und auch der Grenzen des Dialekts bewusst ist, sie erfahren hat, wenn man über die Zusammenhänge von Sprache und Denken und die eigene Sprache reflektiert, kann beste Dialektliteratur entstehen, die wir aber nicht als eigenes Genre namens „Dialekt-dichtung“ deklarieren sollten, sondern als „Lyrik usw. im oder mit Dialekt“. - Allerdings: das Publikum einer solchen Poesie kommt nur zum kleinen Teil wegen der poetischen Qualität der Literatur, sie kommt auch bei diesen anspruchsvollen Poeten oft nur, um Dialekt zu hören, um sich ihrer Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit unter dem Mantel des gleichen Dialekts zu versichern. So kommt es beim Vortrag anspruchsvoller Mundartliteratur auch vielfach zu einer Durchbrechung des in der herkömmlichen

und eher unterhaltenden Mundartliteratur gängigen Zirkelschlusses, um nicht zu sagen „Kumpanei“ von Autor und Publikum.

Drittens: eine Dichtung, bei der man „mit der Sprache selbst etwas macht“, sie los löst aus ideologischen und semantischen Zusammenhängen eines heimatgebundenen Dialekts, etwa indem man die Klänge des Dialekts, seine grammatikalischen Besonderheiten usw. vor allem in den Mittelpunkt von sprachlichen Kompositionen stellt. Am bekanntesten wurden in den 70er Jahren einige (nicht alle) Texte der Vertreter der „Wiener Gruppe“ und deren Nachfolger und Nachahmer. Die Möglichkeiten, die sich hier aufgetan haben, sind literarisch noch nicht, vor allem nicht in allen Regionen, ausgeschöpft, ebenso wenig die Nachahmung von Vorbildern aus den Reihen der Dadaisten, Sprachspielern und der internationalen Lyrik, besonders der Hybridtexte, die als weitest gehende Möglichkeit abschließend eigens vorgestellt werden soll.

Viertens: Hybridliteratur. Dichten mit Dialekt statt Dichten im Dialekt.

Kommen wir nochmals auf die politische Lage zurück. Was die zersplitterte neue und alte Rechte, aber auch (das sollte man nicht vergessen, um nicht alle Reinheitsfetischisten in einen Topf zu werfen) viele demokratisch gesinnte Konservative eint, ist die Betonung der klaren Abgrenzungen, des „Reinen“, des „Einfältigen“ anstelle des Vielfältigen und Hybriden. Diesem Denken entgegen gesetzt ist - auch in Annäherung an standardsprachliche internationale Lyrik - eine Hybriddichtung, die, meist auf der Basis einer Grundsprache, Wörter, grammatische Formen, Klänge verschiedener Sprachen, Dialekte und Sprachebenen, von Sondersprachen bis hin zu Jugendsprachen miteinander vereint, entgegen setzt, zusammen klingen lässt, kurz gesagt: komponiert. Auf diese Weise wird die klangliche Schönheit dialektaler Formen, ihr Witz, ihr oft verborgener Reichtum nicht verwischt, sondern gerade auch sichtbar gemacht. Statt Dichtung im („reinen“) Dialekt finden wir ein Dichten mit Dialekt, um es mal sloganhaft auszudrücken. Eine besondere Möglichkeit hierfür bieten auch die Übersetzungen aus anderen Sprachen, unter der ich keine Vereinnahmung, kein Zurechtbiegen „fremder“ Texte in die

jeweils eigene Zielsprache, sondern gerade auch ein Sichtbarmachen des „Fremden“, der Ausgangssprache, im „Eigenen“, der Zielsprache, (und auch des Eigenen im Fremden) verstehe, was übrigens nicht nur für Übersetzungen aus und in Dialekte gilt.

Zusammenfassung

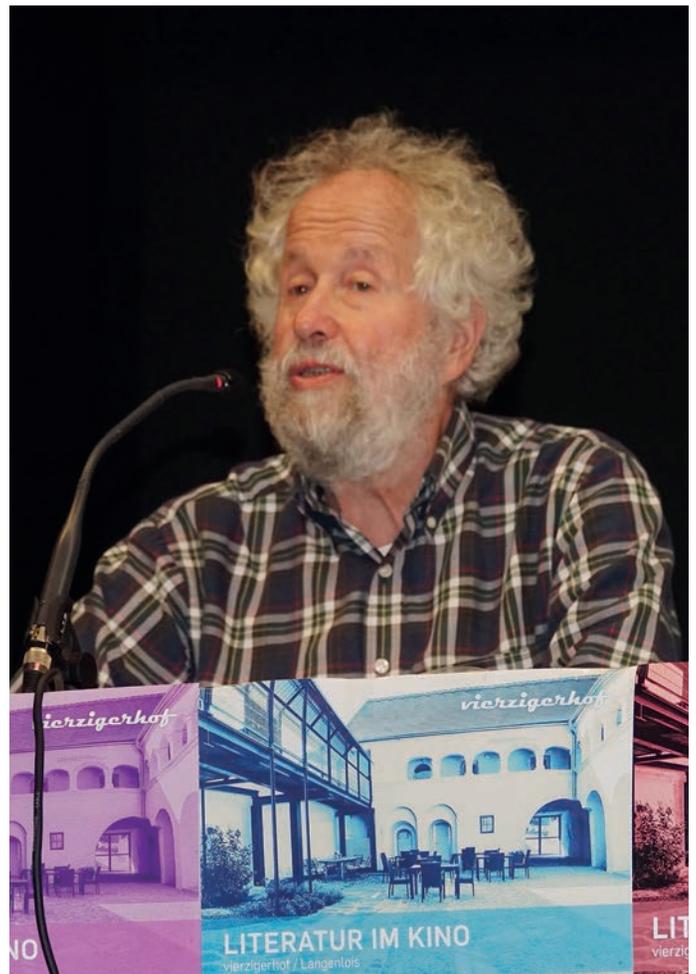
Bei allen vier genannten Möglichkeiten ist eine Distanz zum herkömmlichen oder kommerziell verkitschten Begriff von Heimat, Volkstum, Identitätspflege möglich, ja wahrscheinlich, in der „Hybriddichtung“ vielleicht am deutlichsten. Denn nichts kann den Auffassungen der Vertreter von Reinheit, ethnischer Identität und ihrem Denken so im Wege stehen, wie eine innere, strukturelle Vielfalt von Literatur und Sprache, ein Ineinander verschiedener Ausdrucksformen, noch mehr als ein bloßes „multikulturelles“ Nebeneinander. Dialektliteratur sollte mit anderen Dialektliteraturen, aber auch der internationalen hochsprachlichen Literatur korrespondieren, im Austausch stehen.

Das bedeutet keine Abkehr vom Dialektsprechen und Dialektschreiben, wenn dieses nicht auf Sprachreinheit, sondern auf Offenheit basiert. Es bedeutet auch keine grundsätzliche Abkehr vom Begriff und Inhalt des Wortes Heimat, wenn dieses weder kommerziell und mental verkitscht, noch auf Abschottung gegenüber dem Fremden und Neuen beruht, noch den Gedanken der Konservierung in den Mittelpunkt stellt, wofür wir ja Dialektarchive und Museen haben.

Zum Schluss eine nicht mehr ganze neue Forderung: Dialektliteratur sollte Literatur sein, ihre Begründung nicht in der Konservierung von Dialekten finden, sondern deren Entwicklung zeigen wie auch das Neben-, In- und Miteinander verschiedener Sprachen, Sprachformen, Sprachschichten. Jede Sprache entwickeln sich mit dem Gebrauch. Sprachen und ihr Miteinander sollen nicht in Lexika festgefroren werden, sondern sich entwickeln dürfen, was sie ohnehin tun. Dichter können an dieser Entwicklung teilnehmen, sie protokollieren, weiterführen, eingreifen. Gerade das miteinander Kommunizieren der Sprachen in einem Text eröffnet darüber hinaus ästhetische Reize, plötzlich aufscheinen-

de Verwandtschaftsbeziehungen, Klangspiele, Sprachspiele. – Dialektdichtung sollten nur eines nicht: sich einer hybriden Seite Entwicklung, sich der historischen, regionalen, sozialen Sprachenvielfalt entgegen stellen, Bremserdienste und Museumsarbeit leisten, und vor allem sollte sie sich nicht abgrenzen gegen das Fremde, Neue, Universale, sofern dies auf dem Boden humanitären Denkens und Fühlens wächst.

Klaus Gasseleder



Klaus Gasseleder

Nachsatz: Über all das könnte man auch im IDI diskutieren. - Nicht nur über den Nutzen und über das Schwinden der (alten, reinen...) Dialekte und wie man dies verhindern kann.

17. Forum Land-Literaturpreis:

„Wind“ förderte Geschichten übers Land zutage

Ein stimmungsvolles Ambiente für die bereits siebzehnte Literaturpreisverleihung der Initiative „Forum Land“ bildete das Schloss Weinzierl in Wieselburg, wo dieser Tage auch das 150-Jahr-Jubiläum der ältesten höheren agrarischen Bildungseinrichtung Österreichs gefeiert wird. Für den Literaturpreis wurden im Vorfeld rund 380 Werke von rund 200 Autorinnen und Autoren aus ganz Österreich, aber auch aus den deutschsprachigen Nachbarländern eingesandt.

Dementsprechend viel zu lesen hatte auch die hochkarätig besetzte Jury unter dem bewährten Vorsitz des bekannten Schriftstellers Alfred Komarek, der auch für das diesjährige Wettbewerbsthema „Wind“ verantwortlich zeichnete. „Besonders erfreulich ist es für mich, dass mit dem Thema so facettenreich umgegangen wurde - und wie ihm mit leichter Hand Gewicht zukam, wie präzise und einfühlsam das geschah. Alle drei Siegertexte haben etwas Schwebendes und gleichzeitig sind sie zutiefst geerdet, schlagen die Flügel und sind sich ihrer Wurzeln bewusst“, fasste Komarek die Entscheidung der Jury zusammen.

Höfinger und Tanner: Förderung der Talente des ländlichen Raums

Was allen Einreichungen gemein ist: „Es gibt landauf landab viele Literaturpreise – doch keinen einzigen, der so klar und deutlich sagt wie der unsere, er sei dem ländlichen Raum gewidmet“, bekräftigte Nö. Bauernbunddirektorin und Forum Land-Obfrau LAbg. Klaudia Tanner die Intention des Preises. „Unser Forum Land-Literaturpreis verfolgt zwei wesentliche Ziele: Zum einen wollen wir das Bewusstsein über das Leben im Land in unserer Sprache bewahren und darüber reflektieren, zum anderen wollen wir Talente des ländlichen Raumes fördern“, betonte der Vorsitzende des Forum-Land Arbeitskreises „Kultur in den Dörfern“, NAbg. Johann Höfinger, den Auftrag des Wettbewerbs.

Frauen waren heuer beim Literaturpreis vorne

Bei der Ausschreibung zum Thema „Wind“ wurden in drei Kategorien Preise vergeben, wobei diesmal ausschließlich Frauen als Preisträgerin

nen hervorgingen: Die gebürtige Waldviertlerin und nunmehrige Wahl-Öztalerin Christiana Pucher (Jahrgang 1954) überzeugte mit ihrem Gedicht „birkenfrau“. In der Kategorie „Prosa“ ging die Klosterneuburgerin Johanna Sibera (Jahrgang 1947) mit ihrer Kurzgeschichte „Windsbraut“ als Gewinnerin hervor. Bei den „Jungen Autoren“ machte Elisabeth Halbmayr (Jahrgang 1989), Wienerin mit Amstettner Wurzeln, mit ihrem lyrischem Mundartwerk „Da Wind am Laund“ das Rennen. Die Preise sind mit je 2500 Euro dotiert.

Die Siegerwerke wurden gekonnt von Schauspieler Martin Gesslbauer vorgetragen, als Virtuose auf der Steirischen umrahmte Franz Schaufler die Feier. Der Vorsitzende des Forum Land-Arbeitskreises „Kultur in den Dörfern“, NAbg. Johann Höfinger führte als Moderator durch den Abend. Die Preisverleihung fand ihren gemütlichen Ausklang beim regionalen Buffet, das freundlicherweise von der Niederösterreichischen Versicherung unterstützt wurde.

Sammelband fasst interessanteste Werke zusammen

Die besten Manuskripte wurden in bewährter Weise in einem Sammelband publiziert. Die Anthologie „Wind“ ist im Österreichischen Agrarverlag erschienen und bildet mit 33 ausgewählten Gedichten und Geschichten einen Querschnitt der vielfältigen Einreichungen. Das Buch ist bei „Forum Land, Arbeitskreis Kultur in den Dörfern“ um 14,95 Euro erhältlich, Bestellungen telefonisch unter 02742/9020-2000 oder per Mail an office@noeforumland.at.



Preisträgerin und IDI-Mitglied Christiana Pucher in der Bildmitte

Der Stelzhamerbund im AEC

Erfolgreicher Auftritt bei der „Langen Nacht der Bühnen“ in Linz

Es kommt sicher nicht alle Tage vor, dass dem Stelzhamerbund – dem trotz all der modernen, zeitnahen Texte seiner Dichter/innen immer noch ein eher konservatives Image zugeordnet wird – im Tempel der digitalen Zukunft eine Bühne geboten wird. Aber die „Lange Nacht der Bühne“ hat es ermöglicht und ist damit auch gut gefahren. 11 Autor/innen konnten wieder einmal mit ihren Gedichten und Geschichten zahlreiche Zuhörer/innen beeindrucken bzw. bestens unterhalten.

Elfriede Guttenbrunner, Rupert Hainbucher, Engelbert Lasinger, Eveline Mateju und Hans Ratzesberger riefen im ersten Teil des Abends mit ihren kurzen, pointierten Texten eine Lachsalve nach der anderen hervor, bevor Joschi Anzinger mit seinen, dem Original-Faust kaum nachstehenden Versen aus dem Granitfaust – unterstützt von einem Videokünstler, der während des Vortrags geheimnisvolle „Botschaften“ auf die Leinwand projizierte – eine geisterhafte, mystische Stimmung verbreitete, die Karl Pumberger-Kasper kurz danach mit seiner Kurzgeschichte über die Last der vielen Weihnachtsfeiern mit viel Witz und Gelächter schnell wieder platzen ließ.

Im dritten und letzten Teil trugen Hannes Decker, Reinhold Imböck, Walter Osterkorn und Leopold Schöllhuber einen Dichterkampf, besser bekannt unter der Bezeichnung „Poetry-Slam“, aus. Unter der souveränen Führung von „Slam-Master“ Günter Kowatschek und mit Hilfe der rasch ausgewählten Publikumsjury entspann sich so ein intensiver „Kampf“ um die Dichterkrone des Abends, den Hannes Decker – der sich für seine Texte von der „Friday for Future“-Bewegung inspirieren ließ – ganz knapp vor Reinhold Imböck für sich entscheiden konnte. Mit dem Sieg qualifizierte sich Decker für den Auftritt inmitten meist junger Menschen beim anschließenden „Late Night Battle“ im „Deep Space K8“. Bei diesem Programmpunkt der „Urban Dancers“ durfte er – flankiert von zwei jungen Tänzerinnen aus dieser Szene, die spontan dazu tanzten – den Siegertext nochmals vortragen und auch dort den verdienten Applaus genießen. Einen nicht unwesentlichen Teil zum Erfolg des Abends trugen auch die beiden Musiker des Abends bei. David Decker und Timo Köllensperger beeindruckten das Publikum mit virtuosem Spiel auf ihren Klarinetten. Fazit: Der Stelzhamerbund wird auch nächstes Jahr wieder dabei sein, bei der „Langen Nacht der Bühnen“!



Am Mikrophon IDI-Mitglied Hannes Decker

Franz-Stelzhamer-Preis

Eine vielseitige Oberösterreicherin, die sich bisher als Bildende Künstlerin einen Namen gemacht hat, ist heuer die Siegerin des Stelzhamerbund-Wettbewerbs für Kurzgeschichten in Mundart. Den Franz-Stelzhamer-Preis 2019 gewann Stella Felder aus Zell am Pettenfirst (Bezirk Vöcklabruck), vor acht Jahren bereits Zweitplatzierte dieses Wettbewerbs. Den begehrten Hauptpreis, eine handgeschnitzte Stelzhamer-Büste, und ihren Anteil am Preisgeld für die Plätze 1 bis 3 erhielt sie beim Festabend im Bildungshaus St. Magdalena von Präs. Klaus Huber überreicht.

Stella Felders preisgekrönter Text „Luftobschneida“ vermittelt dem Leser/Zuhörer die beklemmende Atmosphäre im Inneren eines Kastenwagens verantwortungsloser Schlepper, der für eine Gruppe verzweifelter Kriegsflüchtlinge zum rollenden Sarg wird. Mit schweren Atemzügen rufen die Eingeschlossenen um Hilfe, trommeln an die hermetisch abgeschlossenen Wände – bis schließlich alle Schreie und Klopferäusche verhallen.

Platz 2 errang Friederike „Fritzi“ Peham aus Peuerbach mit ihrer ebenfalls zutiefst berührenden Kurzgeschichte „Mitn Gsicht gen Himmö“. Dritte wurde eine Tiroler Volkskundlerin, Ingeborg Schmid aus Längenfeld, mit „Wenne hot augekleart augeheart?“ in kerniger Öztaler Mundart. Diese sprachlich fein ziselierte Geschichte über Sammelleidenschaft widmet sich dem Problem, die Fülle des liebevoll Gehorteten gebührend aufzubewahren.



Ingeborg Schmid, Klaus Huber u. Stella Felder

3. Arosa Mundartfestival

Es liegen vier Tage voller Schweizer Mundartkunst hinter uns – von 3. bis 6. Oktober 2019 stellte Arosa das Zentrum für Poesie, Literatur, Dichtkunst, Spoken Word und Musik aller Variationen dar. Selten dürfte das Programm eines Festivals so breit gefächert gewesen sein wie hier auf rund 2'000 Meter über Meer. In seiner dritten Auflage verzeichnete das Arosa Mundartfestival einen Besucherrekord – und dies trotz der kurzfristigen Absage von Sina, die leider wegen einer Kehlkopfentzündung stimmlich nicht in der Lage war, ein Konzert zu geben.

14 Acts mit insgesamt 35 Künstlerinnen und Künstlern waren von Donnerstag bis Sonntag in Arosa zu sehen und zu hören. Das Mundart-Wochenende in Arosa enthielt alles, was sich Kulturliebhaber nur wünschen können – von Diskussionen bis hin zu Konzerten und Lesungen, mit wundervollen Gedichten, Schwyzerörgeli und vielen Klängen mehr. Das 3. Arosa Mundartfestival war sowohl für die zahlreichen Gäste als auch die Veranstalter ein voller Erfolg. Über 1'500 Besucher zeigten sich begeistert von dem vielseitigen Programm. Nicht nur beim Publikum ist das Festival zunehmend gut verankert, sondern auch in der Szene. Das Arosa Mundartfestival ist zum Ort geworden, wo die Mundartkultur kritisch verhandelt und lustvoll zelebriert wird. Und zwar in all ihren Facetten vom Rap bis zur szenischen Lesung eines Romans, vom Song bis zur Satire. Auch die Künstlerinnen und Künstler genießen dieses Kontaktnetz unter Mundartspezialisten ähnlich einem Familientreff. «Das Besondere am Arosa Mundartfestival ist, dass man hier an einem Ort die wichtigsten Exponenten der verschiedenen Wortkunstarten hört. Wo sonst kommen berühmte Pop- und Rocksängerinnen, Spoken-Word-Poeten, Autorinnen und Autoren zusammen und bieten ihre Kunst gemeinsam dar», schwärmt Mundart-Doyen Christian Schmid. Die Kombination aller Künstlerinnen und Künstler in der Vorstellung «Ds Beschte vom Beschte» sei etwas vom Besten, was er in seinen 25 Jahren in der Kulturszene erlebt habe. Was für ein Kompliment für die Mundartfestival-Macher aus Arosa!

Ein weiterer Höhepunkt waren der geistreiche

Klamauk des «Trio Chäslädeli» und der Auftritt von Hanspeter Müller-Drossaart und Peter Gisler mit Urner Klängen und Gedichten im Weisshorn-Gipfelrestaurant auf fast 3'000 Metern über Meer. Zur eigentlichen Entdeckung des Festivals wurde die 20-jährige Bündner Musikerin und Songwriterin Fiona Cavegn, die das Publikum an drei Abenden zu Begeisterungstürmen hinriss. Sie coverte sogar einen Song der kurzfristig ausgefallenen Sina und verzauberte mit ihrer umwerfenden Stimme das Publikum. Sehr erfreut waren die Gäste auch vom Auftritt der Coverband GÜLLA & BÄND, die mit ihrem Konzert dem Namensvetter Gölä zwinkernd Tribut zollten und schnell zu Publikumslieblingen avancierten.

Der künstlerische Leiter Bänz Friedli schwärmt derweil über den Verlauf des Festivals. Die Tatsache, dass das Programm mit der Buchpremiere des «Mundart-Papsts» Christian Schmid, einer Uraufführung von Patrick Tschan, einem gemeinsamen Abend aller engagierten Künstlerinnen und Künstler und verschiedenen einmaligen Kombinationen Gross und Klein begeisterte, führte ihn zu folgendem Fazit: «Die Stimmung war einmalig. Es ist wunderschön zu sehen, wie unsere Idee eines Mundarttreffpunkts allmählich aufgeht und beim Publikum Anklang findet. Es ist wirklich wahr – für Innovationen muss man nach Arosa kommen».



Hanspeter Müller-Drossaart & Peter Gisler auf dem Weisshorngipfel

Die Würdigung durch das Schweizer Radio und Fernsehen SRF zeigt auf, dass sich die Kultur auch medial immer mehr Beachtung erfreut.

Arosa setzt auch hier auf ein Thema mit Zukunftspotential. Der Auftakt des Mundartfestivals mit der Kult-Mundartsendung «Schnabelweid» am Donnerstagabend im Kursaal Arosa wurde nicht nur gebührend inszeniert sondern entsprechend auch live im Radio SRF1 übertragen. Dabei diskutierten die Spoken-Word Künstlerin Stefanie Grob und der Literaturredaktor Markus Gasser mit Christian Schmid über dessen neues Buch «Häbet nech am Huet! E Chiflete». Für die passende musikalische Untermalung sorgte die Bündler Songwriterin Fiona Cavegn. Mehrere weitere Sendungen wurden vom SRF aufgezeichnet.



Bänz Friedli, Rolf Hermann und Hanspeter Müller-Drossaart

Noch auf der Bühne haben der künstlerische Leiter Bänz Friedli und der stv. Tourismusdirektor Roland Schuler der Freude über den Erfolg in der Form Ausdruck verliehen, dass sie gemeinsam die nächstjährige Austragung ankündigten. Das 4. Arosa Mundartfestival findet vom 1. bis 4. Oktober 2020 in Arosa statt. Die Veranstalter ermutigen die Gäste sich schon jetzt den Festivalpass zu sichern, waren doch die Spielstätten im Kursaal, im Hotel Valsana und auf dem Weisshorngipfel beinahe ausverkauft. Festivalpässe können bereits jetzt unter mundartfestival@arosa.ch vorbestellt werden.

Marion Schmitz

„Ana hot imma des Bummerl“

„Ana hot imma des Bummerl“ lautet der Titel des jüngsten Bandes des Langenloiser Autors Wolfgang Kühn. Das Buch, das in der Edition Stoahoat erschienen ist, enthält größtenteils pointierte Mundart-Miniaturen.

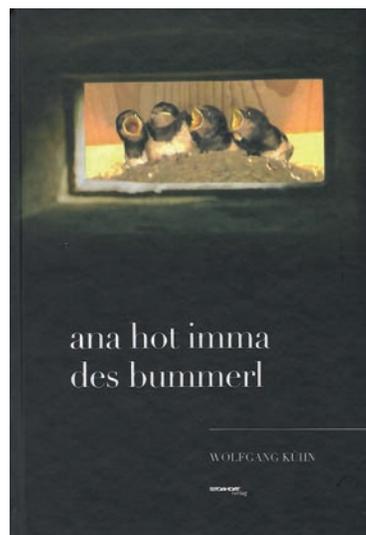
Das hat der Zöbinger Buchautor Wolfgang Kühn nicht gesungen, sondern gelesen und mit seinem neuesten Buch mit gleichnamigem Titel gewonnen.

Entspannt präsentiert er sein 18. Werk und erzählt in seinen humorvollen Miniaturen von Dichterschicksalen, olympischen Gedanken, feinem Essen, Brotberufen, die einem auf's Semmerl gehen, vom Flieder, der nach Klospray riecht, vom Wahldebakel und Wirtshaussterben, den Sauwetterkapriolen und einem Vaterschaftstest, vom Vegetarier und der Fleischfliege, von der Acht-Achtelbahn mit dem Verfluchtachterl, der Zweigelt-Blutgruppe und vielem mehr..

Edition Stoahoat

1. Auflage 2019

15.90 EUR



Gerald Eder und Wolfgang Kühn

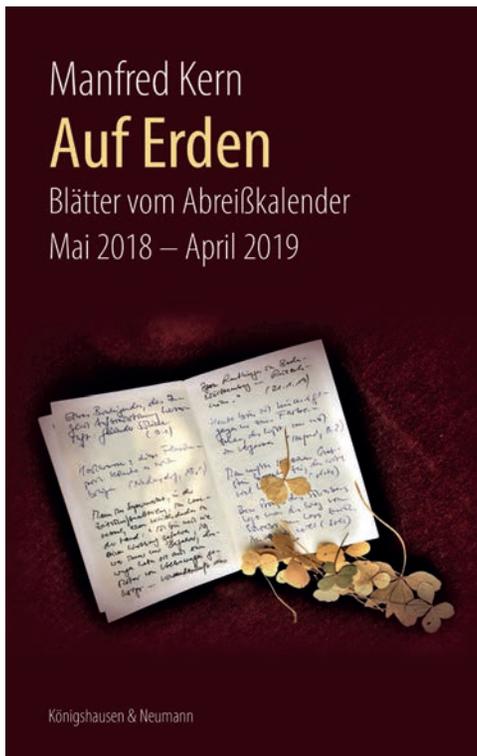
Manfred Kern, „Auf Erden“

„Auf Erden – Blätter vom Abreißkalender Mai 2018-April 2019“ ist Manfred Kerns neueste Publikation. Wir kennen und schätzen ihn seit vielen Jahren als ausgezeichneten fränkischen Mundartdichter mit Texten in ganz eigenem Duktus und Klang. Dabei vergessen wir manchmal, dass er eine außerordentliche Literatur in der Standardsprache geschaffen hat. 2013 erschien „Meine Oma – Eine Annäherung“ im Wiesenburg Verlag, ein Buch das „vielschichtig, poetisch, bewegend“ erzählt vom schleichen- den Niedergang einer fränkischen Bauernfamilie vor dem Hintergrund der beiden Weltkriege und der Mechanisierung der Landwirtschaft zur Zeit des Wirtschaftswunders. Im Roman „Die Preisrede“, 2018 bei Königshausen&Neumann erschienen, schaut der Autor autobiografisch literarisch auf sein eigenes Herkommen, die Rolle der Männer, vor allem die seines Vaters, auf die enge, autoritäre bäuerliche Welt und die Verletzungen durch die Schwarze Pädagogik der Fünfziger und Sechziger Jahre. Literarisch ist der Roman so gekonnt und fesselnd geschrieben, dass man sich nur wundern kann, dass nicht längst ein renommierter Verlag auf Kern aufmerksam geworden ist.

In „Auf Erden“ nun entwickelt Manfred Kern in kurzen Prosatexten und Gedichten seine eigene Weltsicht, zeigt Haltung gegenüber den Strömungen und Stimmungen der Gegenwart, manchmal poetisch und bildmächtig, manchmal humorvoll weise und dann aber auch ironisch oder sarkastisch ätzend. In den Texten erscheint ein verletzlicher Mensch, einfühlsam und reflexiv, humorvoll und melancholisch. „Ein Abschied wie immer“ z.B. ist als Text mit seiner hoffnungsvollen Melancholie eine philosophische Perle, die leuchtend unbändige Liebe zur Liebe und zum Leben ausstrahlt, die den Tod gerade aber nicht aussperrt. Und im grandiosen Monolog „Derr Willi spricht“ begegnen wir auch wider dem unvergleichlichen Mundartdichter Manfred Kern und verneigen uns.

Manfred Kern, Auf Erden – Blätter vom Abreißkalender Mai 2018-April 2019, 221 Seiten, 17.80 €, ISBN 978-3-8260-6807-2, Königshausen&Neumann, Würzburg, 2019

Markus Manfred Jung



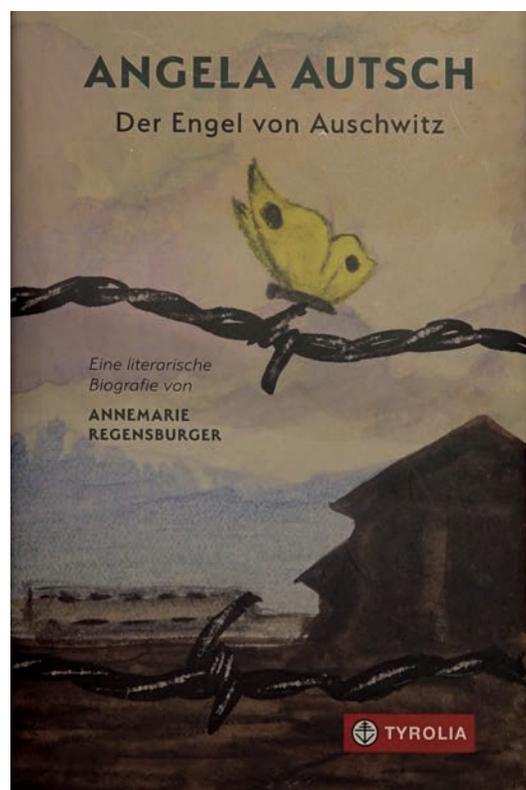
„Angela Autsch – Der Engel von Auschwitz“

„Angela Autsch – Der Engel von Auschwitz“ ist eine literarische Biografie, verfasst von der Tiroler Schriftstellerin und Mundartdichterin Annemarie Regensburger. Intensive Recherchen, Gespräche mit ZeitzeugInnen und die Auswertung von Briefen bilden die Grundlage des Faktischen. Die Sympathie der Autorin für die vom Schicksal gequälte, aufrichtige, tapfere und gütige Nonne Maria Autsch, Schwester Angela, und die Empathie in die Seele dieser Frau bestimmen den romanhaften Teil, besonders wo es um Kindheit und Jugend des „Engel von Auschwitz“ geht und dann um das Klosterleben in Mötz und Gnadental/Tirol. Diese zwei Kapitel dienen als Vorbereitung der anderen beiden, die von der Inhaftierung im KZ Ravensbrück und dann in Auschwitz handeln, wohin die Nonne wegen einiger unbedachter Äußerungen und der Diffamierung durch Nachbarn deportiert worden war. Weil sie selbstlos, auch unter Einsatz des eigenen Lebens, den anderen Gefangenen half, ihnen mit Trost und Gebet beistand und Lebensmut verlieh, wurde sie bald „der Engel von Auschwitz“ genannt. Annemarie Regensburger gelingt es, gerade in diesen beiden Kapiteln, uns das Leben dieser „Heiligen“ ohne Verkitschung ganz nahe zu bringen, aber

auch das brutale Lagerleben ungeschminkt darzustellen. In einem im Text abgedruckten Brief der mitinhaftierten Widerstandskämpferin und Sozialdemokratin Rosa Jochmann ist zu lesen: „Es vergehen wenige Tage, wo ich nicht an diesen Menschenfreund Maria denke, und diese Maria gekannt zu haben, ist ein Geschenk fürs Leben. In tiefer Verehrung und Dankbarkeit denke ich an Maria, die niemals klagte, für jeden Menschen Verständnis hatte, die dort in dieser furchtbaren, nicht wiederzugebenden Zeit zu unser aller Helferin und Trösterin wurde und die eingeschreint bleibt in unseren Herzen, denn auch jetzt, so lange Zeit später, gibt die Erinnerung an Maria Kraft in jeder Situation.“ Es bleibt zu wünschen, dass in Zeiten, wo ein Herr Gauland von Auschwitz als einem Vogelschiss in der 1000-jährigen Geschichte Deutschland faseln kann, gerade junge Menschen dieses Buch lesen und dass es nicht nur in Tirol als Schullektüre verwendet wird.

Annemarie Regensburger, Angela Autsch – Der Engel von Auschwitz, Literarische Biografie, 235 Seiten, 19.95 €, ISBN 978-3-7022-3812-4, Tyrolia Verlag, Innsbruck, 2019

Markus Manfred Jung



Bücherparkett im Fürstenstock der Burg Tittmoning

